

(Nachdruck verboten.)

26)

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

„Jetzt kommt die Entscheidung“, dachte Rechljudow. „Wie soll ich sie rufen? Oder kommt sie von selbst?“

Aber von selbst kam sie nicht. Sie wartete auf Maza und dachte gar nicht daran, daß dieser Mann zu ihr wollte.

„Wen wünschen Sie?“ fragte die Aufseherin zwischen den Reihen und trat an Rechljudow heran.

„Katerina Maslowa,“ konnte Rechljudow kaum herausbringen.

„Maslowa, jemand zu Dir!“ rief die Aufseherin.

Die Maslowa sah sich um, erhob den Kopf, drängte die Brust heraus und trat mit dem ihm bekannten Ausdruck der Bereitwilligkeit an das Gitter, indem sie sich zwischen zwei Gefangenen hindurchdrängte. Sie sah Rechljudow erkannt fragen an, aber erkannte ihn nicht wieder.

Doch als sie an der Kleidung einen reichen Herrn in ihm erkannte, lächelte sie.

„Was wollen Sie?“ sagte sie, ihr lächelndes Gesicht mit schielenden Augen dem Gitter nähernd.

„Ich wollte sehen...“ Rechljudow wußte nicht, ob er „Sie“ oder „Dich“ sagen sollte, und entschloß sich, „Sie“ zu sagen. Er sprach nicht lauter als gewöhnlich: „Ich wollte Sie sehen... ich...“

„Ned mir keine Flausen vor!“ schrie der Verkumpfte neben ihm. „Hast es gewonnen oder nicht?“

„Sie stirbt ganz ab, ist so schwach...“, schrie jemand auf der andern Seite.

Die Maslowa konnte nicht unterscheiden, was Rechljudow sagte, aber sein Gesichtsausdruck, während er sprach, erinnerte sie plötzlich an etwas, woran sie nicht erinnert sein wollte. Und das Lächeln verschwand von ihrem Gesicht und auf der Stirn bildete sich eine Stummerfalte.

„Ich höre nicht, was Sie sagen!“ schrie sie, die Augen zusammenkneifend und mehr und mehr die Stirn runzelnd.

„Ich bin gekommen...“

„Ja, ich thue, was ich muß, ich thue Duse,“ dachte Rechljudow.

Und sowie er das dachte, traten ihm Thränen in die Augen, drangen in den Hals, und er klammerte sich mit den Fingern an das Gitter und verstummte und nahm sich gewaltsam zusammen, um nicht in Schluchzen auszubrechen.

„Wärt Du gesund, wäre ich nicht gekommen!“ schrie jemand auf der andern Seite.

„Glaub an Gott, ich weiß von gar nichts!“ schrie eine Gefangene auf der andern Seite.

Die Maslowa sah seine Erregung, und dieselbe teilte sich ihr mit; ihre Augen brannten, Röte trat in Flecken auf den weißen, vollen Wangen hervor; aber ihr Gesicht blieb streng, und die schrägen Augen starrten an ihm vorbei.

„Aehnlich, aber ich erkenne Dich nicht!“ rief sie.

„Ich bin gekommen, um Dich um Verzeihung zu bitten!“ rief er mit lauter Stimme, ohne Betonung, wie eine auswendig gelernte Lektion.

Als er diese Worte gerufen hatte, schämte er sich und sah sich um. Aber sofort kam ihm der Gedanke, daß wenn er sich schäme, das um so besser sei, weil er Schande tragen müßte. Und er fuhr laut fort:

„Ich habe schlecht, häßlich gehandelt, verzeih mir!“ rief er weiter.

Sie stand unbeweglich und ließ ihren schrägen Blick nicht von ihm.

Er konnte nicht weiter sprechen und trat vom Gitter zurück, indem er sich Mühe gab, das Schluchzen zu verhalten, welches seine Brust hob und senkte. Ein Inspektor, derselbe, der Rechljudow in die Frauenabteilung geschickt hatte und sich augenscheinlich für ihn interessierte, kam in diese Abteilung, und als er Rechljudow nicht am Gitter sah, fragte er, warum er nicht mit der Sprache, die er zu sehen wünschte. Rechljudow schnupfte sich aus, schüttelte sich und erwiderte, bemüht, ein ruhiges Aussehen zu haben:

„Ich kann nicht durch das Gitter sprechen, man kann nichts hören.“

Der Inspektor überlegte.

„Nun, man kann sie einen Augenblick hierher hinausbringen. Maria Karlowna“, wandte er sich an die Aufseherin, „führen Sie die Maslowa heraus!“

Einundvierzigstes Kapitel.

Einen Augenblick darauf trat aus einer Seitenthür die Maslowa. Sie trat mit weichen Schritten dicht an Rechljudow heran und sah ihn finster an. Ihr schwarzes Haar hatte sich gerade wie vorgestern in krausen Ringeln gelöst; ihr ungesundes, angeschwollenes, weißes Gesicht war lieblich anzusehen und vollständig ruhig; nur die glänzend schwarzen, schrägen Augen leuchteten unter den geschwollenen Lidern besonders hell.

„Hier können Sie sie sprechen“, sagte der Inspektor und trat fort.

Rechljudow bewegte sich zu einer Bank, die an der Wand stand.

Die Maslowa schaute fragend auf den Gehilfen des Inspektors, zuckte wie voll Bewunderung die Achseln und trat hinter Rechljudow zu der Bank und setzte sich neben ihn, indem sie ihren Kleiderrock ordnete.

„Ich weiß, daß es Ihnen schwer wird, mir zu verzeihen,“ begann Rechljudow und hielt wieder inne, da er fühlte, daß Thränen ihn hinderten, „aber wenn ich schon die Vergangenheit nicht wieder gut machen kann, so will ich jetzt doch alles thun, was ich kann. Sagen Sie...“

„Wie haben Sie mich aufgefunden?“ fragte sie, ohne auf seine Frage zu antworten, und sah ihn mit ihren schrägen Augen abwechselnd an und nicht an.

„Herrgott! Hilf mir! Belehre mich, was ich thun soll,“ sagte sich Rechljudow, indem er in ihr jetzt so verändertes Gesicht sah.

„Ich war vorgestern Geschwornener,“ sagte er, „als man Sie verurteilt hat. Haben Sie mich nicht wiedererkannt?“

„Nein, das habe ich nicht. Ich hatte keine Zeit zum Wiedererkennen und habe auch nicht hingesehen,“ antwortete sie.

„Sie haben ein Kind gehabt?“ fragte er und fühlte, wie sein Gesicht rot wurde.

„Das ist damals, Gott sei Dank, gestorben“, erwiderte sie kurz und böse den Blick von ihm abwendend.

„Wie denn, woran?“

„Ich war selber krank und wäre beinahe gestorben,“ sagte sie, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Wie, haben die Tanten Sie entlassen?“

„Wer wird denn ein Dienstmädchen mit einem Kinde behalten? Als sie es bemerkten, haben sie mich forgejagt. Was ist da noch zu reden, ich weiß nichts mehr, habe alles vergessen. Ist ja alles zu Ende.“

„Nein, ist nicht zu Ende. Ich kann es so nicht lassen. Ich will wenigstens jetzt meine Schuld abbüßen.“

„Da ist nichts abzubüßen; was war, das war und ist vergangen,“ sagte sie und blickte ihn, was er durchaus nicht erwartet hatte, plötzlich unangenehm verführerisch und kläglich lächelnd an.

Die Maslowa hatte nicht geglaubt, ihn wiederzusehen, namentlich nicht jetzt und hier, und deswegen machte sein Erscheinen sie im ersten Augenblick betroffen und zwang sie, sich an etwas zu erinnern, woran sie niemals gedacht hatte. Sie erinnerte sich im ersten Augenblick dunkel an die neue, wunderbare Gefühls- und Gedankenwelt, die ihr von dem reizenden jungen Mann eröffnet worden war, der sie liebte und von ihr geliebt wurde; aber dann dachte sie an seine unverständliche Grausamkeit und die ganze Reihe Demütigungen und Leiden, die auf dieses zauberhafte Glück gefolgt und aus ihm entsprungen waren. Und ihr wurde weh. Aber da sie nicht die Kraft besaß, hiermit fertig zu werden, versuhr sie auch jetzt, wie sie immer versuhr: trieb diese Erinnerungen von sich und bemühte sich, sie mit dem Uebel eines liederlichen Lebens zu verdecken. Im ersten Augenblick hatte sie den vor ihr sitzenden Mann mit dem Jüngling zusammengefaßt, den sie einst geliebt; aber als sie dann sah, daß das allzu schmerzhaft sei, hörte sie auf, ihn mit jenem zusammen zu thun. Jetzt war dieser sauber gekleidete, sorgsam gepflegte Herr mit parfümiertem Waite nicht der Rechljudow,

den sie geliebt hatte, sondern nur einer von den Männern, die nach Gefallen solche Wesen wie sie benutzten, und die von solchen Wesen wie sie ebenfalls möglichst vorteilhaft ausgenutzt werden mußten. Deswegen lächelte sie ihm verführerisch zu.

Sie schweig einen Augenblick und dachte nach, welchen Gebrauch sie von ihm machen könnte.

„Es ist doch alles zu Ende,“ sagte sie. „Jetzt haben sie mich sogar zu Zwangsarbeit verurteilt.“

Und ihre Lippen zitterten, als sie dieses schreckliche Wort aussprach.

„Ich wusste, ich war überzeugt, daß Sie unschuldig wären,“ sagte Rechljudow.

„Sicher bin ich unschuldig. Wie kann ich eine Diebin oder Räuberin sein.“

„Es heißt bei uns, daß alles von dem Advokaten kommt,“ fuhr sie fort. „Es heißt, man müsse ein Bittgesuch einreichen. Nur soll das teuer sein . . .“

„Ja, sicherlich,“ sagte Rechljudow. „Ich habe mich schon an einen Advokaten gewandt.“

„Man muß sich das Geld für einen guten Advokaten nicht leid thun lassen,“ sagte sie.

„Ich thue alles, was möglich ist.“

Es trat Schweigen ein.

Sie lächelte plötzlich wieder ebenso.

„Und ich möchte Sie um . . . Geld bitten, wenn Sie können. Etwas . . . zehn Rubel,“ sagte sie plötzlich.

„Ja, ja,“ meinte Rechljudow verwirrt und griff nach seiner Brieftasche.

Sie schaute schnell nach dem Inspektor hin, der in der Zelle auf und ab schritt.

„Geben Sie es nicht so, daß er es sieht,“ sagte sie, „sondern wenn er weggeht; sonst nimmt man es mir ab.“

Rechljudow holte seine Brieftasche heraus, sobald der Inspektor umkehrte, hatte ihr aber den Zehnrubelschein noch nicht übergeben können, als der Inspektor sich wieder mit dem Gesicht zu ihnen umwandte. Er drückte das Geld in der Hand zusammen.

Sie ist doch ein verlorenes Weib, dachte Rechljudow, indem er dieses einst liebe, jetzt garstig dide Gesicht mit glänzenden, unangenehm glänzenden, schwarzen, schielenden Augen sah, die dem Inspektor und der Hand Rechljudows mit dem zusammenge-drückten Schein folgten.

Wieder begann der Versucher, der gestern nacht gesprochen, in Rechljudows Seele zu reden; er bemühte sich, wie immer, ihn von der Frage nach dem, was er thun müsse, zu der-jenigen hinüberzuleiten, was aus seiner Handlungsweise her-vorginge und was mitbringend sei.

„Du richtest nichts mit diesem Weibe aus,“ sagte jene Stimme, „hängst Dir nur einen Stein an den Hals, der Dich ertränkt und Dich hindert, andern nützlich zu sein. . . . Soll ich ihr Geld geben, alles was ich habe, nach von ihr verab-schieden und alles für immer beenden?“ dachte er.

Aber da fühlte er auch schon, daß sich jetzt sofort etwas sehr Wichtiges in seiner Seele vollzöge, daß sein inneres Leben in dieser Minute gleichsam auf der Waagschale läge, die durch die geringste Anstrengung nach dieser oder jener Seite hinuntergezogen werden könnte. Und er machte diese An-strengung und rief den Gott an, den er gestern in seiner Seele gespürt hatte, und Gott antwortete sofort in ihm. Er entschloß sich, ihr sofort alles zu sagen.

„Katuscha! Ich bin gekommen, um Dich um Verzeihung zu bitten, aber Du hast mir nicht geantwortet; hast Du mir verziehen, wirst Du mir jemals verzeihen?“ sagte er, plötzlich zum „Du“ übergehend.

Sie hörte ihn nicht, sondern sah bald auf seine Hand, bald auf den Inspektor. Als der Inspektor sich umwandte, streckte sie schnell die Hände nach Rechljudow aus, ergriff den Schein und steckte ihn hinter den Gürtel.

„Wunderbar, wie Sie reden,“ sagte sie, wie ihm schien, mit verächtlichem Lächeln.

Rechljudow fühlte, daß in ihr etwas sei, daß ihm geradezu feindlich war, das sie als solche verteidigte, welche sie jetzt war, und das ihn hinderte, bis zu ihrem Herzen durch-zudringen.

Aber wunderbarerweise stieß ihn das nicht ab, sondern zog ihn noch mehr mit einer besonderen neuen Macht zu ihr hin. Er fühlte, daß er sie geistig erwecken müsse, daß das fürchtbar schwer sei, — aber gerade die Schwierigkeit der Aufgabe zog ihn an. Er empfand jetzt ein Gefühl für sie, wie er niemals früher für sie, noch für jemand anders empfunden hatte, und in dem nichts Persönliches enthalten

war: er wünschte sich nichts von ihr, sondern wünschte nur daß sie aufhörte, so zu sein, wie sie jetzt war, daß sie erwachte und wieder so wurde, wie sie früher gewesen war.

„Katuscha, warum sprichst Du so? Ich kenne Dich doch, weiß, wie Du damals in Panowo warst . . .“

Aber sie ergab sich nicht, wollte sich nicht ergeben.

„Wozu an alte Sachen erinnern?“ sagte sie trocken und runzelte die Stirn noch stärker.

„Ich erinnere deshalb daran, um mein Vergehen wieder gut zu machen und zu bereuen. Katuscha,“ begann er und wollte davon sprechen, daß er sie heiraten würde, aber da begegnete er ihrem Blick und las in ihm etwas so Schreckliches und Hohes, Abstoßendes, daß er nicht zu Ende reden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der musikalischen Woche.

Der deutsche Literaturfreund, der England in England selber kennen lernen will, hat sich durch manche Enttäuschungen durch-zuschlagen. Kaum eine von ihnen dürfte ihm so unerwartet kommen wie die dortige Pflege Shakespeares. Von daheim aus gewöhnt an eine in Lessings Traditionen groß gewordene intensive Beschäftigung mit den Dramen des halb mysteriösen Dichters aus dem „lustigen alten England,“ die sich Mühe giebt, die tiefe Kunst des Menschen-kenners und des dichterischen Historikers und Philosophen aus-zuschöpfen, gerät er vor eine weit weniger intensive und pietäts-volle Beschäftigung mit den Dramen des Nationaldichters, die vor allem das Schauspiel im Sinn des Ausstattungs-stückes pflegt und es so viel nur möglich durchsetzt mit Singang und mit Tanz oder wenigstens mit tänzelnden Bewegungen. Der Zu-schauer scheint am befriedigtesten zu sein, wenn ein im Stück vor-kommender Königshof ausgestaltet ist mit einem Chor von „singsong-girls“, die ein Lied singen, wie es auch die „Hallehja-weiber“ der Heilsarmee leiern könnten, und die dazu obligaten Ballettbelegungen machen; und der Rarr ist erst recht der Träger närrischer Lieder und tänzelnder Gesten. Von Shakespeares tragi-schem Humor, der das innerste Weib mit groteskstem Scherz zu ver-einigen weiß, weiß das „lustige Jung-England“ (darin übrigens, wie ich höre, von Amerika noch übertroffen) diesen Scherz ganz wohl herauszuarbeiten, wenn auch anders, als es der Dichter gedacht haben mag. Und mit dieser Reproduktion Shakespeares dürfte die Produktion der gegenwärtigen englischen Operette eines Geistes sein. Man ist vielleicht versucht, sie durch das Merkmal des „höheren Blödsinns“ zu charakterisieren. Allein dies ist wohl zuviel der Ehre. Es fehlt ja dieser Gattung an der konsequenter Einhaltung des Unsinnsigen, an der Folgerichtigkeit einer unmöglichen Welt, ja selbst an der sprunghaften Gleichmäßigkeit ihrer Träume. Ihr Abheben ist viel-mehr darauf gerichtet, Gelegenheit zu geben zu bunten Einzelheiten mit dem Vorwiegen des Verleslen, das sich als englisch und amerikanisch in Variété breit macht. So stehen erufte Gesangs-nummern und ein paar natürliche Herzenstöne neben Aufzügen und fantastischen Complots, Phantastisches neben Realistischem, und zwar meistens so, daß die Reihenfolge der Nummern großenteils beliebig durcheinandergeworfen werden kann.

Die „Geisha“, das in Deutschland einzig bekannt gewordene Werk des jungen englischen Komponisten Sidney Jones, ist auch in Berlin längst heimisch. Und während da und dort, zumal im Theater des Westens, eine neue Pflege der komischen Oper und der Operette angeklungen ist, hat es mit einer Aus-führung dieser Kunde gute Wege, und das Ergebnis ist — ein Gast-spiel des Central-Theaters in ihrem Haus mit einer so un-gefähr neu ausgestatteten Darbietung der „Geisha“. Ich weiß nicht, welche Nummernfolge bei andern Aufführungen eingehalten wird, weiß nur, daß sie eine andre war als die des jaloppen Textbuches, für das man seine 50 Pfennig zahlen durfte. Ich weiß auch nicht, ob sonstwo in Deutschland die dankbarste Eigenhaft solcher Stücke und speziell dieses: die Gelegenheit, viel, viel Grazie zu entfallen, genügend ausgenützt wird; hier dürfte dieses Verdienst in der Haupt-sache — vielleicht noch Mary Gagen eingeschlossen — auf Maria Werber beschränkt bleiben, die einem mit ihrem ammutigen, ausdrucksvollen Spiel, mit ihrem silberhellen klaren Sprechen, Lachen und Singen und mit ihren schlanken Löhnen und manchmal geradezu herausgeklachten Vokalisen so viel Freude und Bedauern erweckt, daß man sie am liebsten ohne weiteres fassen und zur Aufbesserung ihrer Gesangkunst zum Professor Hey tragen möchte. Ich weiß auch nicht, wie weit die „Geisha“ bei manchen als ein Fortschritt der Operette gilt. Meint man damit eine Ueber-legenhait über den „Milado“, so mag dies von ihrer zarteren, kunst-vollerer Musik immerhin gelten; meint man damit eine Vorstufe zu der in Androns „Puppe“ erreichten Höhe, so thut man diesem Werk und seinem so gut musikalisch-dramatischen Aufbau entschieden Un-recht. Hier ein Ganzes, dort die Zusammenstückelung.

Inbessen paßt diese Aufführung eines Stückelwerks immerhin in die gegenwärtige Jahreszeit. Die großen ganz eigens künstlerischen Darbietungen und die, so den Schein solcher einhalten müssen, sind vorüber. Am füllen die ruhigere Zeit einzelne Spezialitäten aus. In regelmäßigem Zug ziehen die altgewohnten Orgellonzerte ihre Bahn weiter, Stückchen an Stückchen reichend, und die Konservatorien lassen ihre Rekrutenarmeen auf die Freunde und Agenten los; beide

Gattungen für gewöhnlich kein Gegenstand unseres Referats, wenn wir uns auch für hier und da ein Herausheben besonders charakteristischer Leistungen vorbehalten. Wichtiger sind uns schon die Bestrebungen mancher Vereine, die von ihnen begünstigten Novitäten und Ausgrabungen in dieser stilleren Zeit zur Geltung zu bringen; meist Werke oder Gruppen von solchen, die nicht so ohne weiteres durch sich selber wirken und die meist noch speziell mit dem Glanz der Kammerbühnen beladen sind. Dafür war in den letzten Tagen ein Hauptbeispiel das „Dreizehnlinden-Festspiel“. Der Friedrich Wilhelm Webers' allgemein gepriesenes Epos „Dreizehnlinden“ (zuerst 1878 erschienen) nicht kennt, wird vielleicht doch von der Ausnützung dieses parteilos ungeschuldigen Werks durch ultramontane Parteifreiderei gehört haben. Man haben vor etwa drei Jahren zwei sonst unheimlich unbekannt Kompositisten daraus ein Festspiel gemacht: Maria von Arndts vertonte eine Reihe von Liedern aus dem Epos, und Karl Pauf gab das übrige, insbesondere Chöre, dazu. Außerdem wurde eine verbindende Deklamation zurechtgeschritten und ein Chylus „lebender Bilder“ eingefügt. Sonst nichts! Man muß schon bei einem Melodram — also bei Deklamation mit Musik — ein gut Stück Selbsterleuchtung haben, um sich in eine solche Kombination hineinzufinden; wie viel mehr erst hier, wo man vom Lied ins Sprechwort, von diesem zum Chor, von da zum lebenden Bild geworfen wird, und wo der Zusammenhang bald Lücken hat, bald manches auf zwei oder drei Wegen vorkührt, das Bild einmal vor, einmal nach der deklamatorischen oder singenden Interpretation. Die Musik bringt manches hübsch Melodische, viel Leiermäßiges und Liedertafelartiges, manches, das zu der bekannten Frage reizt: „Woraus ist denn das nur?!“, viel mechanische Imitationen und tatsklavische falsche Accente, und endlich überaus wenig gegensätzliche Charakterisierungen: Episches und Lyrisches, Reden und Gegenreden und Berichte gehen recht gleichmäßig durcheinander. Das Wohlgefallen, das ein solches — nicht Gesamtkunstwerk, sondern Sammelkunstwerk bei persönlich Interessierten zu erwecken pflegt, ist eine ganz gefährliche Sache: es täuscht über die Minderwertigkeit des Ganzen wie des Einzelnen hinweg und stumpft gegen künstlerische Forderungen ab. Den deklamatorischen Teil besorgte Fräulein Arnauld mit viel Geschick des Tons und Ausdrucks, wenn auch manchmal ein Abschneiden der letzten Verssilben, einige unrichtige Klänge wie „drabb“ statt „drob“ und manche unpassende Wortbetonung störten. Neben dem an solchen Aufführungen häufig beteiligten bekannten Sänger Heine mann fiel die Altistin Fr. Rintelen doch etwas ab.

Auch der letzte Vortragsabend des „Verbands zur Förderung des deutschen Schrifttums“ war, zumal in Anbetracht seines Programmtitels „Moderne Kompositisten“, ein Stück- und Stückelwerk. Zwar was ein so längst bekannter und geschätzter Tonkünstler wie Wilhelm Berger darbot, zeugte durchaus von einem beträchtlichen Können und stach gegen die vorhergegangenen Kompositionen Jüngerer insbesondere durch eine große Geschicklichkeit und durch einen Reichtum der Liederbegleitungen hervor. Allein die Einreihung unter „modern“ war doch irreführend; und was mein lebenswürdiger Nachbar aus dem Land der Bergerianer mir von Melodie und von Vielfältigkeit und Weichheit des Künstlers sagte, konnte mich für diese Lieder doch nicht so erwärmen, daß ich etwas hejorberes dabei gefühlt und das Effektartige des „Mich friert“ nur auf das geschoben hätte, was der Tenorist Schurg — mit einer guten Gesangstechnik — dabei an Force aufgeboden hat. Da gegen fielen mir vier von Berger selbst vorgetragene Klavierstücke vorwiegend phantasiereichen Charakters als interessant und dankbar und als über bloße Geschicklichkeit hinausliegend auf. Von den übrigen Begünstigten des Abends mußte ich die Namen Schulze, Wiesau, Eichberg, Eichberg, Werned und Fuhrmeister der unabsehbar späten Zeit opfern; was ich noch hörte, waren drei Lieder von Ganz, die über eine modern verkappte Sentimentalität nicht recht hinausliefen, und vier von Rothstein, die wenigstens mehr Temperament zeigten. Zu diesen paßte die Sängerin Fr. Schot recht gut; doch hörte, die Zusammenfügung ihrer Stimme aus dünnen und vollen Registern. — sz.

Kleines Feuilleton.

— Vom Wiener Burgtheater. In einem Wiener Theaterbrief des „N. Z.“ stand jüngst zu lesen: „... Die Hauptstützen der Bühne (Burgtheater) sind eben schon zu morisch. Die eine Größe bedarf vieler Wochen, um eine Rolle auswendig lernen zu können, die andre will überhaupt nichts mehr lernen. Der berufsmäßige Charmer leidet am Zipperlein, die Darstellerin der verführerischen jungen Witwen hat Schwindelzustände und Blutwallungen zum Kopf, die Noive muß sich ein neues Gebiß einsehen lassen und bleibt unsichtbar, bis es fertig geworden. Besonders angenehm mag ein solcher Theaterfeldzug mit einem Heere, das auf der Bühne immer noch jung erscheinen möchte, in Wahrheit aber aus Invaliden besteht, nicht sein. ... Einige Tage später schrieb in der „N. Fr. Br.“ Ludwig Speidel über den jetzt nach Hamburg gehenden Alfred Freiherr v. Berger: „Es giebt in Wien keinen Mann, der das Burgtheater so genau kennt wie Baron Berger, auch keinen, den Einsicht, Bildung und Erfahrung so sehr befähigen, das Burgtheater zu leiten. Er ist ein Wiener Kind, aufgewachsen

in den Ueberlieferungen des Burgtheaters, und durch seine Stellung begünstigt gewesen, arbeitend und beobachtend in alle Eigentümlichkeiten und Geheimnisse des Instituts einzudringen. Das hat auch August Förster gewußt und gewürdigt, der ihn stets als seinen legitimen Nachfolger betrachtet hat.“ — In Wiener Literatur-Raffschänken kursiert folgende Geschichte: Ein junger Tiroler Dichter hat ein Stück geschrieben und dem Burgtheater eingereicht. Das Stück hat bloß einen Akt und wäre in einer halben Stunde zu erledigen. Aber im Burgtheater macht man alles gründlich. So gründlich, daß unser Dichter wochenlang ohne Nachricht bleibt. Sein Werk ist inzwischen im Buchhandel erschienen und hat durch seine knappe, wahrhafte und eindringliche Weise Ansehen gemacht. Im Deutschen Volkstheater hört man davon, ist nicht lange „gründlich“, sondern nimmt es zur Aufführung an. In allen Zeitungen wird das mitgeteilt. Da bekommt der Dichter auf einmal vom Direktor des Burgtheaters die Einladung, ihn doch in seiner Kanzlei zu besuchen. Er geht neugierig hin, der Direktor empfängt ihn sehr feierlich und sagt: „Ain, ich habe Ihr Stück gelesen und lamm Ihnen die angenehme Mitteilung machen, daß ich nicht abgeneigt bin, es zur Annahme in Aussicht zu nehmen!“ Der Dichter sieht überrascht auf und fängt zu lachen an. Der Direktor wundert sich und schaut. „Aber, Herr Direktor“, ruft der Dichter aus, „mein Stück ist seit drei Wochen im Volkstheater angenommen — in welcher Welt leben Sie denn, daß Sie das nicht wissen?“ Mit Würde verjagt der Direktor: „Ich lese keine Zeitungen!“ —

Litterarisches.

c. Der litterarische Geschmack in Amerika. Die Amerikaner haben ein erstaunliches Bedürfnis nach neuen Romanen. Es vergeht kaum ein Monat, in dem nicht ein neuer Schriftsteller sich die Gunst des Publikums erringt und einen Absatz findet, der die Autoren anderer Länder mit Reib erfüllen könnte. Das letzte derartige Beispiel ist der Roman „The Gentleman from Indiana“ von Booth Tarkington. Seine beständig wachsende Popularität wird in folgender Tabelle veranschaulicht, die der „Boston Transcript“ veröffentlicht: 4667 Exemplare wurden im Monat November verkauft, 8498 weitere Exemplare im Monat Dezember, 13 015 Exemplare im Januar, 17 763 Exemplare im Februar, 22 646 Exemplare im März. In der ersten Märzwoche wurden allein über 6000 Exemplare abgesetzt. Am erfolgreichsten ist aber in Amerika jetzt der historische Roman, der in Hunderttausenden von Exemplaren verkauft wird. Der New Yorker „Commercial Advertiser“ lamm den jungen amerikanischen Schriftsteller keinen besseren Rat geben, als historische Romane zu schreiben; denn das ist jetzt das einträglichste Geschäft. Dieses fachkundige Blatt giebt den Schriftstellern einige „Anweisungen“, wie man am besten beim Schreiben dieser Romane dem litterarischen „Geschmack“ des amerikanischen Publikums gerecht wird. Das Blatt schreibt: „Jeder Mensch mit etwas litterarischer Begabung und einer Fähigkeit zur Kompilation hat auf diesem Gebiet große Aussicht auf Erfolg. Die Kritiken sind milde und das Publikum wohlwollend, und es giebt viele Leute, die immer sagen, der fünfte historische Roman wäre besser als die früheren vier, und der sechste noch wundervoller. Dabei ist es eine Arbeit, die systematisch gemacht werden kann und an die Schöpferkraft verhältnismäßig leichte Anforderungen stellt. Es ist ein gutes, lares Geschäft, in dem das Material fertig zur Hand liegt. Der eine Teil besteht darin, gewisse wohlprobierte Eigentümlichkeiten auf eine neue Art zu arrangieren, und einige Teile könnten beinahe auf Subkontrakt ausgeliehen werden. Fast jeder wird bald fähig sein, die George Washington-Scenen zu handhaben und Quelle werden bald eine bloße Sache der geistigen Routine werden.“ Weder Stil, noch Technik bietet nach dem „Commercial Advertiser“ in dieser neuen Art Romane irgend welche Schwierigkeiten. „Man braucht keine Atmosphäre zu schaffen. Sie liegt bereits vor. Historische Anknüpfungen helfen aus, wenn die Kunst fehlt. Man stelle einen Menschen hin in dünnen Kleidern und seidnen Strümpfen, gebe ihm ein Schwert und eine Perücke und vier oder fünf alte Füllworte, ein lebhaftes Temperament und ein braves Herz, und die Sache ist schon beinahe fertig. Man werfe einige „ans“ und „twares“ etc. in den Dialog hinein, und die Unterhaltung wird zu jedem Jahrhundert passen, das man wünscht. ... Aber nichts von alledem wird bemerkt, wenn nur genug vorgeht. Das ist das eine unerbittliche Gesetz unseres modernen historischen Romans. Der Held muß vom Anfang bis zu Ende thätig gehalten werden, mit keiner auch nur augenblicklichen Pause in seinem Gedächtnis. Die Kunst, die einen Charakter so aufbauen kann, daß er unabhängig von hervorragenden Taten das Interesse wach hält, ist hier nicht nötig. In der Thätigkeit, zu den Massen sinkender Schiffe empor zu klettern, gegen Insekten sich zu verteidigen, umbevoegt in einem fürchtbaren Blutbade zu stehen und auf eine stolze lapriziose Schönheit zu warten, die seinen Wert erkennt, ist gar kein Charakter notwendig. Er ist kein Mensch, sondern nur ein litterarisches Centrum des Sturmes, und erfordert nur vier oder fünf große einfache Tugenden und eine gute körperliche Konstitution.“ —

Kulturgeschichtliches.

— Alte Hochzeitsgebräuche. Von der großen griechischen Dichterin Sappho ist ein Fragment erhalten, aus einer Zeile Frage und aus einer Zeile Antwort bestehend: „Parthenia (Mädchenium), Parthenia, warum gehst Du und lässest mich?“ Antwort: „Nicht mehr komme ich zu Dir, nie mehr komme ich zu

Dir zurück.“ H. Ufener macht in dem „Rheinischen Museum“ vom April darauf aufmerksam, daß wir hier unzweifelhaft Reste eines Hochzeitsgedächtnisses der Sappho vor uns haben, und zwar wohl aus dem üblichen Hochzeitskranz; in dem eine Braut von dem im Gedächtnis personifizierten Mädchenkranz Abschied nimmt. Wie sich diese Gebräuche bis in die spätere Zeit bei slavischen Völkern erhalten haben, dafür bringt Ufener Beispiele aus Joseph Benzig's Westslavischem Märchenbuch; griechische Volksvorstellungen finden sich im Slaventum vielfach wieder. So heißt es im Märchen vom Metallbeherrscher: „Sie gingen sogleich zur Trauung, ohne daß die Tochter nach altgebräucher Sitte von dem Mädchenkranz Abschied nahm.“ Diesen Abschied pflegte die Braut in rührenden, elegischen Worten zu nehmen. Als Beispiel wird ein mährisches Gedicht „Der verlorene Jungfernkranz“ angeführt:

Sirten, Sirten, habt ihr nirgend
Wo gefunden meinen Kranz?
Hab den grünen Kranz verloren
Und so herrlich war sein Glanz!

„Haben nirgend ihn gefunden,
Doch wir sah'n, wir sahen ihn,
Als ihn weit weg Vögel trugen
Unter das Gebirge hin.“

Weh! So ist der Kranz verloren!
Dinge ich auch zwanzig Paar,
Schneller Rosse, ihn zu holen,
Brächten sie ihn nimmerdar.

Weh! So ist der Kranz verloren!
Spann' ich hundert Wagen ein,
Brächten sie ihn doch nicht wieder,
Würd' er niemals wieder mein.

„Ei so klag' nicht so, mein Schätzchen,
Klag' nicht so und bleibe hold!
Willst du für den Kranz, den grünen,
Kauf'n einen Kranz aus Gold!“

Ah, was ist der Kranz, der gold'ne,
Gegen meinen grünen Kranz!
Was ist alles Goldes Schimmer
Gegen seinen frischen Glanz!

In Deutschland ist daraus der Abschied von den Gespielinnen geworden, die den Jungfernkranz gewonnen haben. Mit dem Abschied von den jugendlichen Freundinnen ist es zugleich der Abschied von der Jugend. Ufener erzählt eine frühere luxemburgische Sitte, wo die Braut in einem abgezielten Kreis — mit Erlaubnis des Bräutigams — der Reihe nach zuerst den Freiwerber, dann alt und jung, männlichen und weiblichen Geschlechts, küßt: so nimmt sie von der Jugend Abschied. Die Brautküsse werden nach luxemburgischen Gebrauch zuvor versteigert. Wie alt Ceremonien mit den Fußbekleidungen der Hochzeiter sind, geht aus einem frühbabylonischen (sumerischen) Text hervor, der Hochzeitsgebräuche schildert. Darin heißt es: dann wurden den Neuvermählten die Sandalen unter die Füße gelegt und ihnen die Riemen eingehändigt, um die Schuhe zu schließen, „so fest wie einenbeutel voll Silber und Gold.“ So sieht der Hochzeitsfuß, aus dem unser Pantoffel geworden ist, auf eine 7000jährige Vergangenheit zurück. — („Münch. Allg. Z.“)

Aus der Pflanzenwelt.

— Ueber die Herkunft der Johannisbeere, die man bisher von dem im Norden Europas, Asiens und Nordamerikas heimischen Ribes rubrum ableitete, legte, wie der „Pronethens“ berichtet, Jangewösch der Pariser Akademie eine Arbeit vor, in der er nachzuweisen sucht, daß dieses Veerenobst durch Kreuzung mehrerer Arten entstanden sei, und daß offenbar die in Westeuropa heimische Art (R. domesticum) mehr Anteil an der Bildung der Gartenformen habe, als R. rubrum, von dem man sonst annahm, daß es von den Normannen in Gesellschaft der Stachelbeere aus Schweden nach Frankreich gebracht worden sei, wofür die altfranzösische Benennung Grosseillier d'outre mer als Zeugnis angeführt wurde. Namen haben bei den Herleitungen von Kulturpflanzen und Tieren nach Gehus Vorgehen oft eine höchst irreführende Rolle gespielt, und der Linné'sche Name Ribes hat sogar die Meinung aufkommen lassen, die in ganz Mittel- und Nordeuropa heimischen Ribes-Arten seien aus von den Arabern gebracht worden, weil diese nämlich unter den Namen Ribes ein säuerliches Arzneipräparat verstanden, welches aber aus einer Rhubarberart (Rheum Ribes) gewonnen wurde. Es ist nicht einmal sicher, ob davon der Name Ribes für die Johannis- und Stachelbeeregattung herzuleiten ist, denn diese Veerenfrüchte heißen auch in den germanischen Sprachen seit alter Zeit ähnlich, im Dänischen, Schwedischen und Norwegischen führt die Johannisbeere die Namen Rebs oder Ribs, in Deutschland kommen die alten Bezeichnungen Ribisel und Ribigel (Rotbeere) vor, Namen, die einheimisch oder eingeführt sein können und nichts für die Herkunft beweisen. —

Technisches.

— Holzbeizen. Neue Vorschriften zur Beizung von Holz, die sich durch Einfachheit auszeichnen, geben die Mitteilungen des

Technologischen Gewerbe-Museums* in Wien. Einer Lösung von 50 Granum des künstlichen Alizarins in 1 Liter Wasser tropfenweise Salmiakgeist zugefugt, bis der scharfe Geruch desselben bemerkbar ist, und damit ein vorher gut getrocknetes Holz zweimal angestrichen, ergibt für Tannenholz und Eichenholz eine Färbung von gelbbraun, für Ahornholz rötlichbraun. Wird das Holz jedoch vor dieser Behandlung mit einer Lösung von 10 Granum Chlorbarium in 1 Liter Wasser bestrichen, so färben sich Tannen- und Eichenholz braun, Ahornholz dunkelbraun. Wird jedoch das Chlorbarium durch 10 Granum hochkonzentriertes Chloralium ersetzt, so wird Tannenholz braun, Eichenholz rötlichbraun und Ahornholz dunkelbraun, während bei Anwendung von 20 Granum schwefelsaurer Magnesia Tannen- und Eichenholz dunkelbraun und Ahornholz dunkelviolettbraun werden. Bei Imitation von Alteichenholz ist dieses Verfahren unstreitig empfehlenswert. Mit Alaun und schwefelsaurer Thonerde wird Tannenholz hochrot, Ahorn- und Eichenholz blutrot, während Chromalaun-Ahorn- und Tannenholz rötlichbraun, Eichenholz havannabraun und Eichenholz nußartig dunkelbraun durch Anwendung von schwefelsaurem Mangano gefärbt wird. —

Humoristisches.

— Politil in Niederbayern. „Hast g'hört, Wab'n? Gehst De' Alter heut mit in Bauernbund? Ausschusswahl hamer!“

„Warum nit gar! Woast denn nit, daß er an wechen Fiaz hat?“

„So sol Nachher kunust mer wenigstens sein Galtstoda leiba, daß i eppes in der Hand hab, wenn was vorkunmt!“ — („Jugend.“)

— Das Germanische Museum auf der Kirneh. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: In einem kleinen Nest der Pfalz war ein historischer Fund gemacht worden. Der Direktor des Germanischen Museums in Nürnberg lieh davon mit großem Interesse in der Zeitung und da ihm dies eine gute Acquisition für das Museum zu sein scheint, so setzt er sich kurz entschlossen auf die Bahn und fährt hin. Dort angekommen, geht er stracks zum Bürgermeister und beginnt sein Anliegen, indem er sich zunächst vorstellt:

„Mein Name ist R. R., Direktor vom Germanischen Museum in Nürnberg —“

„Ja, lieber Mann,“ unterbricht ihn da aber die Ortsobrigkeit, „ja des' thut mer sehr leid, mer hauwe awiver schont e Karussell, e Schießbud, e Niesedame un e Kaffe- un Hundetheater un jekt loume Sie zwaa Tag vor der Kerb mit Jhrm Germanische Museum!“ —

Notizen.

— Im Deutschen Volks-Theater in Wien wird von der kommenden Spielzeit ab ein auf zwei Jahrgänge berechneter Lebenskurs eingerichtet. Der Unterricht wird mientgltlich erteilt. Die Eleven des ersten Jahrgangs haben, um Bühnensicherheit zu gewinnen, in der Compagnie mitzuwirken, während später aus den Teilnehmern des zweiten Jahrgangs der Chor zusammengestellt wird, dessen Mitglieder ein entsprechendes Honorar erhalten. Ein Tanz- und ein Rehtkurs sind in Aussicht genommen. Begabte Eleven sollen nach Abolvierung des Kursums fix engagiert und vorerst zu kleinen Rollen herangezogen werden. —

— Der Landesauschuss in Prag hat die Leitung des czechischen National-Theaters nach einer Meldung des „B. Z.“ Prof. Schmoranz übertragen, der seinem Fach nach zwar Architekt und Direktor der Prager Kunstgewerbeschule ist, aber zur jungczechischen Partei gehört. —

e. Kostands „L'Agilon“ wurde in Paris schon zum 50. Male gegeben und hat bisher im ganzen eine Einnahme von 566 743 Fr. erzielt. —

— Eine „United States National-Opera“ soll in New York mit reichen Mitteln begründet werden. Die Unternehmer beabsichtigen, falls sie kein geeignetes Theater in New York finden oder für ihre Zwecke herrichten lassen können, ein eigenes Haus zu erbauen. Die Vorstellungen sollen vorwiegend in englischer, gelegentlich aber auch in deutscher Sprache gegeben werden. —

— Der Vorstand der Deutschen Schakespeare-Gesellschaft hat nach der „Voss. Btg.“ beschlossen, im nächsten oder in einem der nächsten Jahre zugleich mit der akademischen Kunstausstellung in Berlin eine Sonderausstellung von hervorragenden Kunstwerken, Gemälden oder Stichen, deren Inhalt mit Shakespeare oder seinen dramatischen Schöpfungen in ideeller Beziehung steht, zu veranstalten. —

— Die geographische Verbreitung des gemeinen Hasen (Lepus timidus) umfaßt nach dem „Prakt. Wegweiser“ in Europa mit Ausnahme des höchsten Nordens den ganzen Kontinent. Im Norden kommt der Hase bis zu 70 Grad nördlicher Breite vor, nämlich bis Südschweden und Schottland. In den Polarländern wird der gemeine Hase von den veränderlichen Hasen (Lepus variabilis) vertreten. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 6. Mai.